

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuzle

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 11

Sonntag, den 7. Februar 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 7. Februar. Romuald.
Montag, 8. Joh. v. Nepomuk.
Dienstag, 9. Apollonia.
Mittwoch, 10. Scholastika.

Donnerstag, 11. Adolf, B.
Freitag, 12. Eulalia.
Samstag, 13. Caspar.

Sonntag Seragesima

Evangelium des hl. Lukas 8, 4—15.

Zu jener Zeit, als sehr viel Volk zusammengekommen und aus den Städten zu Jesus herbeigeeilt war, sprach er gleichnißweise: Ein Sämann ging aus, seinen Samen zu säen; und da er sät, fiel einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein anderes fiel auf steinigten Grund, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein anderes fiel unter die Dornen, und die Dornen, die mit aufwuchsen, erstickten es. Ein anderes fiel auf gute Erde und ging auf und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichnis bedeute. Und er sprach zu ihnen: Euch ist gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen; den übrigen aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Das Gleichnis aber bedeutet dieses: Der Same ist das Wort Gottes. Die am Wege, das sind die, welche es hören; dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigten Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln: sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab. Das, was unter die Dornen fiel, das sind die, welche es gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen, Reichtümern und Wollüsten des Lebens ersticken und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören und in gutem und sehr gutem Herzen behalten und Frucht bringen in der Geduld.

✠

Ich bin einmal zusammen mit dem Domänenverwalter in Rauenthal durch die Weinberge Rauenthals gegangen und von ihm auf den Unterschied des Bodens aufmerksam gemacht worden. Ja, da habe ich eingesehen, wie da ein so gewaltiger Wein an den Reben wachsen kann, auf den sie bei der letzten Weinversteigerung 10 000 Mark für das Viertelsstück geboten haben, so daß die Flasche auf über 40 Mark kommt. Wenn auf einen solchen Boden die liebe Sonne den ganzen Sommer bis in den späten Herbst hinein scheint, wie anno 1911, und die Dörfte haben ihre Schuldbigkeit getan, haben geschnitten, gebunden, gebogen, gegraben, gespritzt und geschwefelt und die Heu- und Sauerwürmer gefangen zur rechten Zeit, dann muß ja etwas Nichtiges daraus werden. In meinen heimatischen Weinbergen — im Kreis St. Goarshausen — kann ein so schwerer, tiefgründiger Rebschwein nicht aufkommen, der Boden ist zu leicht und zu feinig. Deshalb haben sich alle gewundert, als im vorigen Jahr auf Georgitag der Pfarrer eines dieser Wingertsdörfer seinen Gästen einen neuen Wein in die Gläser schenkte und sie dann kosteten. Der Pfarrer ließ sie raten, was es wohl für eine sei. Der eine sagte, in Lorch ist er gewachsen, ein anderer in Rauenthal, in Niedrich usw. Aber keiner riet richtig; denn der Wein war am Pfarrort selber geboren und erzogen worden, und der Eigentümer hatte dem Pfarrer zwei Flaschen zum Präsent gemacht. Hernach hatte ich Gelegenheit, mit dem Eigentümer zu reden, und ich drückte ihm mein Staunen aus, daß er auf diesen trockenen, dünnen Berghängen einen solchen Wein gezogen habe, den man auf die Fürstentafel bringen könne. Ja, sagte er, dazu gehört vielerlei. Nicht nur der Weinberg selbst muß wie ein kleines Kind gehegt und gewartet sein, auch nachher, wenn die Trauben auf die Kelter kommen und der Most in die Fässer, braucht viel Arbeit und Sorge. Das ganze Geschirr, die Bütten, Fegeln und Kelter, Faß, Spund, Flasche, Kork, kurz alles, was mit den Trauben und dem Wein in Berührung kommt, muß aufs sauberste und beste behandelt werden. Nur dann ist so etwas möglich.

Wie wahr hat doch dieser Winzer gesprochen. Wer in der besten Lage seine Weinberge hat, aber nicht seine Schuldbigkeit tut und alles dem Wetter und der Sonne überläßt, geht leer aus im Herbst und sein Wein ist schal und dünn wie eine Spitzsuppe. Und auf der anderen Seite, wer in einer ungünstigen Lage be-

gütet ist, aber alles anwendet, was menschlicherseits geschehen kann, hat hernach das Faß voll edlen Wein. Doch wollte ich keine Anleitung für Weinbergarbeiten geben. Die Wingertsleute im Rheingau verstehen die ja viel besser als ich, und die Bauersleute auf dem Taunus und oben auf dem hohen Westerwald werden schon gedacht haben: Was sollen wir mit Reben, Kelter, Most und Fegeln anfangen, wir wissen noch nicht einmal, was ein Fegeln ist. Meine Rede über die Arbeiten im Weinberg sollte nur die Unterlage sein für eine Belehrung über das Ackerland, das der Herr einem jeden Menschen zum Bauen gibt. Dieses Ackerland ist des Menschen Seele, sein Herz mit all seinen Fähigkeiten und Kräften, die ihm der liebe Gott bei seiner Erschaffung mitgegeben hat. Wie reich und fruchtbar ist oft dieser Acker, wie leicht und gern sprossen die köstlichsten Früchte empor, und wie wenig Arbeit hat so ein Besitzer damit. Das sind die gottbegnadeten Seelen, denen der Herr zehn Talente mitgegeben hat, während er einem andern bloß fünf oder eins schenkte. Ueberall gibts diese reichen Talente, denen das Gutsein, das Frommsein so leicht fällt, denen keine Versuchung und Anfechtung etwas zu schaffen macht, die gleichsam spielend und singend in den Himmel hineinwachsen; und manchmal möchten wir dem lieben Gott gram sein, daß er jene so hoch erhoben, uns aber so lärglich bedacht zu haben scheint. Aber es ist nur der Schein einer Ungerechtigkeit. Denn Gott gibt jedem so viel, als ihm gebient ist und so viel er vertragen kann, und er weiß auch im Voraus, ob einer mit den Talenten wuchert oder nicht. Außerdem wollen wir das ernste Wort Jesu nicht außer acht lassen: „Von einem jeden, dem viel gegeben worden ist, wird viel gefordert werden; und wem viel anvertraut worden ist, von dem wird viel zurückverlangt werden.“ (Luc. 12, 48.) Gott belohnt in der Ewigkeit nicht die Talente, das Angeborene, sondern die Arbeit, das Verdienst, das Erworbene, das Selbsthandanlegen. Das ist allein, was Wert und Geltung hat vor Gott. Grad wie der Winzer von seinem Wein im Faß nicht die Lage bezahlt bekommt, wenn sonst der Wein nichts wert ist, sondern die Arbeit, die er am Wein geschafft hat das ganze Jahr hindurch, in Kälte und Wärme und sommerlicher Hitze, und die dem Wein den Charakter, die Blume, das Bukett gibt. Es gibt nicht viele solcher Talente bei den Menschen, wie ja auch die sogenannten Spiken unter den Weinen dünn gesät sind. Die meisten Menschen müssen sich quälen um ihr tägliches Fortkommen, wie um ihr geistiges Fortkommen, und es ist gut, daß es so ist. Denn nur die tägliche anhaltende Arbeit, der unaufhörliche Kampf, das fortwährende Aufbehalten und Aufpassen gibt Erfolg, stählt unsere Kräfte, verleiht Ausdauer und — Glück und Zufriedenheit. Das ist wie jetzt im Krieg mit unseren Soldaten. Wenn die nicht immer so auf der Wauer wären und stets bereit, den Feind abzuwehren und anzugreifen, wären die Franzosen schon längst am Rhein und verheerten das Land.

Beschwer dich also nicht, wenn es dir hart ankommt, den Feind deiner Seele abzuwehren, die schlechten Begierden, die sündhaften Triebe im Bann zu halten. Und wenn dir das Veten und Beichtgehen und in die Kirche gehen gar nicht in den Sinn will, und die Dörner der Selbstsucht und Begierlichkeit gar zu viele Schosse treiben und das bischen Gute überwuchern wollen, dann denke an die stille, unverdrossene Arbeit der Winzer, die sich jahrelang plagen, bis sie Erfolg haben und ihre Arbeit belohnt wird. Und wenn du etwas zumege gebracht hast, wenn du beobachten kannst, daß das Unkraut auf deines Herzens Acker immer weniger wird und die Pflanze der Gottes- und Nächstenliebe, der Frömmigkeit und jeglicher Tugend immer größer und kräftiger werden, ja, das muß dir doch Freude bereiten, und du mußt dich glücklich fühlen und mit Stolz und Genugtuung an dir heraufschauen, daß dir solches gelungen.

Man kann sich schon denken, wie nach dem siegreichen Krieg unsere wackeren Soldaten in der Heimat geehrt und ausgezeichnet werden. Schon jetzt trägt man sie fast auf den Händen und tut ihnen alle Ehre an. Das Land handelt recht, wenn es seine Helden also achtet und ehrt. Denn schier Unmögliches haben sie geleistet und Gesundheit und Leben für uns geopfert. Als ein größerer Held kehrtst du ins himmlische Vaterland heim, wenn du das Heimatland deiner eigenen Seele vor dem Eindringen feindlicher Mächte bewahrt und den Sieg errungen hast. Und was für ein Lohn wird dir werden? Ego merces tua magna nimis, so sprach Gott zu Abraham, als er mit ihm den Bund schloß. „Ich werde dein übergroßer Lohn sein.“ Das sind auch die Worte Jesu, deines obersten Feldherrn, an dich, den siegreichen Helden bei der Rückkehr vom Kampffeld und beim jubelnden Einzug ins himmlische Vaterland.

Ope.

Ein anderes ging auf und trug hundertfältige Frucht . . .

— Der Krieg ein Sämann — —

Gewalt'ger Hand führt er den Riesensflug
Durchs unkrautatte Feld so mächt'ger Länder.
Bei, wie die Scholle dampft, die Erde fliegt
Und unter sich begräbt, was längst verwirrt
Das Recht zu steh'n, wo Aehren nicken sollten! —
So manches Pflänzchen, das das Ausland botzte,
Das gleißend breit mit schriller Blüte prahlte,
Das nur verlogen taube Scheinfrucht trug,
So Gift dem graben Volle deutscher Gauen:
Verschwindet in der Furchen mächt'ger Reih'n,
Begraben — hoffen wir's — für alle Zeiten! —
Dann leitet er so teuren Blutes Bäche
Ins Erdreich, das sein Riesensflug zerrissen. —
Nun muß der Samen in die Furchen fallen! —
Ich seh' den Krieg — nie sah ich solchen Sämann!
Wie stampft so männlich doch sein Säerschnitt!
Wie schwingt er frohen Aug's die volle Rechte!
Wie fliegt der Körner kühner Wurf so weit!
Fast seh' ich nicht das Blut, das er gefordert;
Fast überhör' ich der Getroffen'n Klagen,
Fast freu' ich mich des großen, troph'gen Sämanns
Und fleh' um Segen für die heil'ge Saat.
Daß sie doch aufgeht weit in deutschen Landen!
Der Gottesfurcht so schlichte, reine Blüte,
Der Nächstenliebe keusche, traute Blume,
Die Liebe herzerquickend frischer Reinheit;
Die Blume, die in ihrem Kelche trägt:
Die Achtung vor des Königs heil'gem Amt —
Und dann, die Eichegraben, deutschen Stolzes,
Der nur vor Gott sich beugt und seinem Rufe! —

*

O Herre Gott, o segne diese Saat,
Die mächt'gen Wurfs der große Sämann Krieg
In unsre Lande streut — o segne sie,
Daß hundertfältig ihre Frucht uns reift!

PHB.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die wechselnden Chorgesänge des Sonntags
Sexagesima.

Mit dem verfloßenen Sonntage Septuagesima beginnt die ernsteste Zeit des Kirchenjahres, wo der Priester wiederum im Blau der Buße erscheint. Sie ist der Erinnerung geweiht an die Kämpfe und Leiden des Weltheilandes, dann der Erinnerung an die Kämpfe des Volkes Israel vor der Ankunft des Erlösers, endlich der Erinnerung an den Streit, den jede christliche Seele mit den Feinden des Lichtes und der Gnade zu bestehen hat. Das jubelnde Alleluja verstummt, an seine Stelle tritt zu Anfang des priesterlichen Stundengebetes die demüthvolle Lobpreisung des Herrn: „Voh sei dir, Herr, König der ewigen Herrlichkeit!“ In der hl. Messe tritt anstelle des Alleluja der Tractus. Dieser Meßteil, der aus Psalmversen besteht, hat seinen Namen von der Vortragsweise; er wird in langsam gedehnter Melodie gesungen. Inhaltlich schließt er sich dem Gedanken des Graduale an.

Nachdem dies über den Charakter der neuen Zeit und die Aenderung, die sie bringt, vorausgeschickt ist, sollen die wechselnden Chorgesänge des Sonntags Sexagesima erklärt werden. Nachdem kommt in ihnen zum Ausdruck, wie die Seele sich von der Sünde zu neuem, kräftig strebendem Gnadenleben erhebt.

Der Introitus steht: „Wach auf, warum schläfst du, Herr? Wache auf und verwirf uns nicht immer! Warum wendest du ab dein Angesicht, vergiffest unsere Armut und unsere Trübsal? Am Staube klebt unser Leib! Wach auf, Herr, hilf uns und erlöse uns um deines Namens willen.“ — Gott, mit unseren Ohren haben wir's gehört, unsere Väter haben es uns erzählt.“ — Die Seele erkennt ihr Elend, er kommt ihr der Gedanke: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater eilen!“ Sie fühlt zur Ausführung des Vorhabens aber noch nicht die Kraft in sich. Auch zu diesem Anfange der Bekehrung bedarf sie der helfenden Gnade. Da sie „von den Vätern es gehört“, wie Gott barmherzig, sagt sie Mut und ruft: „Herr, wache auf, merke auf mich, verwirf mich nicht immer!“ Das demüthige Gefühl der eigenen Niedrigkeit — „unser Leib klebt am Staube“ — und das stärkende Bewußtsein der göttlichen Erbarmung — „wach auf, Herr, hilf uns, und erlöse uns um deines Namens willen“ — bilden den einzigen Anfang jeder wahren Bekehrung. Doch auch diese hat — wie jede göttliche Großtat — seine Feinde. Davon sagt das

Graduale: „Mögen die Heiden es wissen, daß dein Name Gott ist, daß du der Höchste allein bist auf der ganzen Erde.“ — Mein Gott, mach sie wie ein Rad und wie Spreu vor dem Winde! — Du hast das Land bewegt, Herr, und es erschüttert. Heile seine Risse, denn es ist zerrüttet. Beschütze die Flucht deiner Auserwählten vor dem Bogen, auf daß sie gerettet werden.“ — Die „Heiden“ sind die Gegner unseres Heiles. Gott soll zeigen, daß er Gott ist, soll sie niederbeugen, sie verweh'n wie die Spreu im Winde! Er erhört das Fleh'n dessen, der sich zu ihm wendet

und hilft; aber die Hilfe fordert Losreißen von schlimmer Gewohnheit — das Land wird erschüttert! Doch der, der schlägt, heilt auch wieder und geleitet die Seele auf ihrer Flucht von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit, daß sie gegen die Anfälle der Feinde geschützt, den wahren Heimweg findet.

Der Säbner ist, wie der verlorene Sohn, zum Vaterhause heimgekehrt. Die Erinnerung an das einstige Elend, an die frühere Schwäche läßt ihn hangen. Da tritt die Kirche als sorgliche Mutter opfernd für ihn ein und bittet im Offertorium: „Nach standhaft meinen Wandel auf deinen Wegen, daß meine Tritte nicht ausgleiten. Reige dein Ohr zu mir und erhöhe meine Worte! Erzeige deine wunderbare Barmherzigkeit, der du rettetest, die auf dich hoffen, o Herr!“ — Gott hat den heimgekehrten Sohn froh in seine Arme geschlossen; er ist wieder ganz sein Kind; die Hoffnung auf die väterliche Güte war eher zu gering denn zu groß. Jetzt wird ihm noch gar ein Mahl bereitet, von dem die Kirche singt: „Brot vom Himmel hast du ihm gegeben, das alle Sättigkeit in sich enthält!“ Darum jubelt er in der Postkommunion: „Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut!“ Alles Bange ist von der Seele gewichen; sie fühlt wieder Jugendkraft in sich. Gerade wie in den Tagen froher Kindheit, wo sie ganz ihrem Gotte lebte und darin ihre größte Freude fand, ist es auch jetzt wieder ihre Wonne, in der Nähe dessen zu sein, der ihre neuerworbene Jugend Tag für Tag durch neue Gnaden erfreut.

So zeigen die Wechselgänge der heutigen Messe in dramatisch bewegter Sprache und Steigerung den Weg des sündigen Erdenkindes zum „Vater aller Erbarmung“. Hast du diesen Weg hinter dir, vergiß den Dank nicht! Vor allem aber bitte am Sonntag Sexagesima den guten Hirten, daß doch viele, viele, die vom Herrn gewichen, die sich in des Lebens Wüste verirrt, den lebenskräftigen Vorsatz fassen: „Ich will hintreten zu Gott, der meine Jugend erfreut! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“ Für die kommende österliche Zeit eine Bitte, anderer und dir selbst zu größtem Segen! PHB., Franziskaner.

Der hl. Johannes von Matha — Wohltun ohne Grenzen

(8. Februar.)

Schauet auf und erhebt eure Häupter, denn es naht eure Erlösung! (Luc. 21, 28).

Im Schatten des Kreuzes gedeiht die ruhmreichste Barmherzigkeit! Der gegenwärtige Krieg zeigt dies wiederum in großartiger Weise. Doch manche Tat der barmherzigen Liebe kann nur im Schatten des Kreuzes reifen. In diesem Schatten nur konnte ein Orden entstehen, der sich ein Wirkungsfeld erkor, das nur unter steter Lebensgefahr betreten werden konnte. Der Gründer dieses Ordens ist zugleich mit dem hl. Felix von Valois der hl. Johannes von Matha.

Dieser heilige entstammte der Provence, dem Lande heißblütiger Sängers und hochgemuter Ritter. Der Fleden Flaucom ist seine Heimat. Die Eltern waren reich und angesehen; ihr frommer Sinn ging auf den Sohn über und zeigt sich in der freudigen Zustimmung, als Johannes erklärte, Priester werden zu wollen.

Seine wissenschaftliche Ausbildung schloß Johannes dadurch ab, daß er sich in Paris den theologischen Doktorhut holte. Mit regstem wissenschaftlichen Streben hatte er fleckenlosen Wandel und große Freude am Gebete verbunden. Dem Tage seiner ersten hl. Messe sah er mit einer Seelenfreude entgegen, die er sich durch die eifrigste Vorbereitung verdient hatte. Er sollte für seinen späteren Lebenswandel ausschlaggebend sein! Als er voll Herzensjubel zum erstenmale die Wandlungsworte gesprochen hatte, erschien ihm ein lichtumstrahltes Bild. Er sah einen Engel, gekleidet in schneeweißes Gewand, das über der Brust mit einem blauroten Kreuze gezeichnet war; der himmlische Bote hielt schützend die Hände über zwei gefangenen Christensklaven ausgebreitet. Johannes betrachtete diese Erscheinung als ein Geheimnis Gottes, das dieser selbst zu gegebener Zeit offenbaren werde. Um sich durch Gebet in stiller, ständiger Einsamkeit für diese Offenbarung vorzubereiten, begab er sich zum hl. Felix von Valois, der in einem weltfernen Walde der Diözese Meaux als Einsiedler lebte. Das Verhältnis zwischen Johannes und Felix wurde zur innigsten und edelsten Freundschaft. Ihre Seelen verwuchsen mehr und mehr miteinander. Das Geheimnis der ersten hl. Messe ruhte noch unenthüllt in des einen Brust. Als sie einst im stillen Frieden eines Sommerabends vor der Tür ihrer Siedelei saßen, kam ein Hirsch auf sie zu, der zwischen dem Geweihe ein blaurotes Kreuz trug, das weithin durch den Wald leuchtete. Als die Erscheinung verschwunden war, blieben beide in freudigem Erstaunen eine Weile stumm, bis Johannes die Stille störte und das Gesicht erzählte, das er bei seiner Primiz gehabt. Die Deutung, die er jetzt von der Vision gab, bedeckte sich mit dem Gedanken seines hl. Freundes, und noch am selben Abend entstand der Plan zur Gründung eines Ordens, wie ihn die Zeit brauche und die Erscheinung gefordert. Ohne Verzug machten sich beide auf nach Rom. Innocenz III., selbst ein Geistesgroßer, der zu allem Großen Segen und Unterstützung gab, billigte diesen Plan; und so wurde der Orden der Trinitarier zum Loskauf der Gefangenen ins Leben gerufen — man schrieb 1198. Der Papst bestimmte als Ordenskleid ein weißes Gewand mit blaurotem Kreuz, schwarzem Mantel und rundem Hut.

Gerade in der Gründung eines neuen Ordens zeigt Gott oft augenfällig sein Einwirken auf die Leitung und das Leben der Kirche. Die größte Plage der damaligen Christenheit an den Küsten des Mittelmeers war der Raub junger Menschen. Das Schicksal eines Geraubten war ein schreckliches. Harte Arbeit, harte Kost, Körper- und Geistesqual war ihr täglicher Anteil. Eben noch vielleicht das Kind reicher, fürsorglicher Eltern; jetzt der Sklave herzloser, grausamer Christenbasser. Kein Trostwort, nicht der Segen der Religion, nicht das Mitleid gleichföhlender Herzen erhellte die Nacht solchen Leidens! Dazu kam, daß die Lieben in der Heimat in endloser Ungewißheit über das Los der Geraubten leben mußten. Und Tausende und Hunderttausende traf dies entsetzliche Geschick! Hier wollten Johannes und Felix mit heldenhafter Selbstaufopferung helfen; denn die, zu denen sie wollten, entbrannten in lodernem Haß gegen alles Christliche, besonders gegen Priester und Ordensleute.

Johannes wollte sofort hinüber nach Afrika. Doch der Befehl des Papstes, der ihn zum Ordensgeneral bestimmt hatte, hielt ihn in Europa zurück, wo erst ein Mittelpunkt, ein Mutterkloster geschaffen werden mußte. Dies entstand dann in dem berühmten gewordenen Cersroid-Dirschbrunnen. Von hier gingen 1200 die ersten Trinitarier aus, um mit herrlichem Erfolge heimzukehren: 186 befreite Christensklaven! Als sich die Befreiten Paris näherten, zog ihnen fast die ganze Einwohnerschaft entgegen; alle Straßen, Plätze waren gefüllt, selbst die Kranken und Siedenden schleppten sich an Fenster und Türen, um die Armen und nunmehr so Glücklichen zu sehen, die Spuren der Sklavenseiten an Händen und Füßen zu gewahren, vielleicht gar einen vermischten Verwandten und Bekannten unter ihnen zu finden. Das Jubelrufen des Volkes ertönte sogar das Glockengeläute. So berichtet eine alte Quelle.

Später zog der Heilige dann mehrere Male selbst nach Afrika hinüber und befreite eine große Menge Sklaven. Als die erbosten Muselmanen einmal sein Schiff angegriffen und das Steuer zerstört hatten, fuhr er im Vertrauen auf Gottes Schutz doch ins Meer hinaus und landete glücklich im Hafen von Ostia, vor Rom. Am 17. Dezember 1213 befreite ihn Gott selbst aus den Banden dieses Leibes, um seine Seele ins ewige Vaterland zu geleiten. Der von ihm gestiftete Orden hat seine Aufgabe, solange sie für ihn bestand, glänzend gelöst; mehrere Hunderttausende haben durch ihn Freiheit, Heimat und Glück wiedergefunden. Jetzt trägt der Orden, der allerdings nur einige Hundert Mitglieder zählt, seiner ursprünglichen Aufgabe Rechnung, indem er sich der Heidenmission in Afrika widmet.

Gerade die Heimsuchung unserer Tage läßt das Bild des hl. Johannes von Mattha wieder in unserer Erinnerung aufleben, da Hunderte von deutschen Kriegsgefangenen in der Mitte von Nationen leben müssen, die oft jegliche Forderung christlicher Liebe und Gerechtigkeit vergessen. Darum soll an seinem Festtage unser Gebet um gute Herzen flehen, die unseren Brüdern das in etwa sind, was der Heilige so vielen war, um Herzen, die noch des Spruches gedenken: „Was ihr einem von diesen meinen geringsten getan habt, das habt ihr mir getan!“

PHB., Franziskaner.

*

Keine, absichtslose Wohltätigkeit ist der Hochgenuß des Daseins; wer ihn nicht geschmeckt, hat nicht gelebt.

(Benzel-Sternau.)

Zum Papstbitttag am 7. Februar 1915

Defret.

Se. Heiligkeit Papst Benedikt XV. sieht mit tiefer Betrübnis die Schrecken des Krieges, der, wie ein gewaltiger Sturmwind hereingebrochen ist und nun jugendliche Leben dahintrafft, Familien und Städte in tiefste Trauer stürzt und die blühendsten Völker in ihrem Bestande erschüttert. Der Heilige Vater weiß aber wohl, daß Gott der Herr, der durch Blütigung heilt und durch Verzeihung bewahrt, sich durch das Flehen zerkränkter und gedemütigter Herzen bewegen läßt.

Darum ladet Se. Heiligkeit den Klerus und das Volk ein und ermahnt sie dringend, Werke der Buße zu verrichten, um die Sünden zu sühnen, die Gottes gerechtes Strafgericht herausfordern, und bestimmt daher, daß in der ganzen katholischen Welt aus demütigen Herzen inständige Gebete verrichtet werden, um von Gottes Barmherzigkeit den ersehnten Frieden zu erlangen. Zu diesem Zwecke ordnet der Heilige Vater an, daß in den Metropolitan- und Kathedralkirchen, sowie in allen Pfarr- und Klosterkirchen am 7. Februar, dem Sonntag Sexagesima, und

in den Diözesen außerhalb Europas am 21. März, dem Passionssonntage, in folgender Weise kirchliche Feiern stattfinden:

Am Morgen nach der Konvent- oder Pfarrmesse soll das Allerheiligste feierlich ausgesetzt und nach der Inszenation der 50. Psalm Miserere mei, Deus gesungen werden mit folgender Antiphon: Da pacem, Domine, in diebus nostris, quia non est alius qui pugnet pro nobis nisi tu, Deus noster, und dem Versikel und Responsorium Fiat pax in virtute tua, Rf. Et abundantia in turribus tuis sowie der Oration um Frieden: Deus, a quo sancta desideria . . .

Das Allerheiligste soll den ganzen Tag über zur öffentlichen Anbetung ausgesetzt bleiben und es ist zu wünschen, daß auch die Kinder in entsprechender Weise daran teilnehmen.

Abends bevor das Allerheiligste reponiert wird, soll der hl. Rosenkranz gebetet und das beiliegende Gebet verrichtet werden, das der Heilige Vater eigens verfaßt hat, um den Frieden zu erwirken. Dann soll die Allerheiligenlitanei gesungen werden, wie es in der typischen Ausgabe des Römischen Rituale von 1913 für die Aussetzung beim 40stündigen Gebete angeordnet ist. Unmittelbar nach der Litanei singe man: Parce Domine, parce populo tuo; ne in aeternum irascaris nobis mit den Versikeln und Orationen, die man nach Anordnung des Römischen Rituale nach der Prozession in Zeiten von Heimsuchungen (in quacunque tribulatione) zu singen pflegt, und füge das Gebet um den Frieden Deus, a quo sancta desideria . . . bei.

Die Feier soll mit dem sakramentalen Segen wie üblich geschlossen werden.

Damit aber der Herr umso reicheren Gnadensegens spende, ermahnt der Papst die Gläubigen, bei dieser Gelegenheit sich dem Richterstuhl der Buße zu nahen und die hl. Eucharistie zu empfangen. Der hl. Vater gewährt allen, die nach Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altars dem Gottesdienste am Morgen oder am Abend betwohnen oder eine Zeit lang vor ausgesetztem Allerheiligsten beten, einen vollkommenen Ablass.

Gegeben im Vatikan, am 10. Januar 1915.

Petrus Kardinal Gasparri, Staatssekretär.

*

Gebet.

In der Angst und Not eines Krieges, der die Völker und Nationen in ihrem Bestande bedroht, fliehen wir, o Jesus, zu Deinem so liebevollen Herzen, als zu unserm sichersten Zufluchtsorte. Du bist, o Gott der Barmherzigkeit, flehen wir mit Inbrunst: wende ab diese schreckliche Gefahr! Du bist, o Friedenskönig, rufen wir in inständigem Gebete, gib uns bald den ersehnten Frieden!

Von Deinem göttlichen Herzen aus liebest Du auf der ganzen Welt die heilige Liebe erstrahlen, damit jegliche Zwietracht schwinde und unter den Menschen nur die Liebe herrsche. Dein Herz schlug, da Du auf Erden weiltest, voll zarten Mitleids für alle menschliche Not. Ach möge Dein Herz sich unserer erbarmen auch in dieser Stunde, die schwer auf uns lastet mit ihrem verhängnisvollen Haß und dem entsetzlichen Blutvergießen!

Erbarme Dich so vieler Mütter, die in Angst und Sorge sind um das Schicksal ihrer Söhne, erbarme Dich so vieler Familien, die ihres Hauptes beraubt sind; erbarme Dich des unglücklichen Europa, über das so schweres Verhängnis hereingebrochen ist!

Gib Du den Herrschern und den Völkern Gedanken des Friedens ein; laß aufhören den Streit, der die Nationen entzweit; mach, daß die Menschen in Liebe sich wieder zusammenfinden; gedenke, daß Du sie um den Preis Deines Blutes zu Brüdern gemacht! Einst hast Du auf den Hilferuf des Apostels Petrus: „Rette uns, o Herr, denn wir gehen zu Grunde“ voll Liebe gehört und den empörten Meereswogen Ruhe geboten: o so laß Dich auch heute versöhnen, erhöhe gnädig unser vertrauensvolles Gebet und gib der stürmisch bewegten Welt wieder Frieden und Ruhe.

Und Du, Allerheiligste Jungfrau, wie früher in den Zeiten größter Not, so hilf uns auch jetzt! Beschütze uns und rette uns. Amen!

Der Müller von St. Amand

18. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

Erst bei Genappe, am Uebergang über die Dyle, setzten sie ihren Verfolgern einigen Widerstand entgegen, so daß sich von da an der Marsch auf beiden Seiten verlangsamte.

Es war ein trauriger Marsch für Sieger wie für Besiegte. Das Wetter hatte völlig umgeschlagen. In Strömen floß das Wasser vom Himmel. Raun vernochte man durch die feuchten Schleier hindurch den Unterschied der Uniformen zu erkennen.

Der Wagen des Krämers Ferron hatte die letzte Nacht unter freiem Himmel verbleiben müssen. Nur wenige Stunden waren die Flüchtigen Tags zuvor über Marbais in der Richtung nach Genappe hinausgekommen.

Als man den Kanonen Donner und das heftige Gewehrfeuer von Quatrebras her vernahm, waren die Frauen um keinen Preis mehr weiterzubringen. Und der Krämer mußte ihnen schließlich recht geben.

„Weiß Gott“, rief der Krämer mit seiner lauten, scharfen Stimme, in halb erfreutem, halb ärgerlichem Tone, „Ihr habt mehr Glück als wir. Aber jetzt ist's damit zu Ende und Ihr könnt mit uns auf der Straße bleiben, Roiger.“

Bei dem Namen suchte der Führer einer eben vorübermarschierenden Abteilung niederländischer Soldaten, die vor dem Kern des englischen Heeres ihre Stellungen beziehen sollten,

„Molger?“ fragte der Oberst, an den Wagen heranreitend und die Leute mit scharfem Blicke mustern, „kennt man hier ein Mädchen, das den Namen Marthe trägt?“

„Meine Tochter“, fuhr der Müller herum.

„Ah, — Sie sind der Vater, der Müller von St. Amand? Ich gratuliere Ihnen zu dem wackeren Kinde.“

„Sie kennen die Marthe?“ stotterte Molger, verblüfft und verlegen die glänzende Uniform des Obersten Charras anstarrend.

„Sie ist ein Engel der Barmherzigkeit, dem ich das Leben meines Bruders verdanke. Ich werde ihre Aufopferung nie vergessen.“

„Und das Mädchen ist wohlbehalten?“ fragte der Müller.

„Sie wissen, wo —“

„Leider nein. In dem Geichte bei Gilly ist sie mir aus den Augen gekommen. Zu Genappe, wohin ich sie gewiesen, und wo mein Bruder im Spital liegt, erkundigte ich mich nach ihr, aber sie war nicht angekommen. Darum fragte ich hier, als ich den Namen hörte.“

„Derr und Heiland, es wird doch meiner armen Schwester kein Unglück zugestoßen sein,“ jammerte Jeanne.

Der Oberst betrachtete das hübsche Mädchen mit wohlwollen dem Blicke. Beruhigen Sie sich, Kind. Wer, wie Ihre Schwester, Werke der Barmherzigkeit vollbringt, der steht in Gottes besonderem Schutz. Aber, wenn ich selbst etwas für Sie tun kann —

Der Krämer bemühte rasch die Gelegenheit.

„Man will uns nicht passieren lassen, Herr Oberst, und wir müssen schußlos in dem schrecklichen Wetter auf offenem Felde bleiben. Wenn Sie ein gutes Wort für uns einlegen möchten —“

„Wohin wollen Sie denn?“

„Nach La Haie Sainte.“

„Das ist ja gleich dort drüben. Warten Sie, ich werde sehen.“ Er wandte sich an die Posten mit der Frage nach ihrem Vorgehen und wurde nach dem Wirtshaus gewiesen.

Einige Minuten später kehrte der Oberst mit einem englischen Leutnant zurück, der seine Leute anwies, den Wagen, sowohl wie den Handkarren durchzulassen, und dem Krämer außerdem einen Passierschein mitgab, falls man ihnen Schwierigkeiten machen sollte.

Derzulich froh über die glückliche Wendung, trieb Ferron die Pferde an. Oberst Charras aber, der zu seinen Soldaten zurückkehrte, winkte dem Müller noch mit der Hand. „Und grüßen Sie mir Ihre brave Tochter, die Gott beschützen möge!“

Am großen, auf die Straße führenden Torweg der Meierei wurde den Flüchtlingen der Eingang nicht verwehrt.

Der Verwalter, ein großer, stattlicher Mann mit schwarzem Vollbart und grauen, freundlichen Augen, begrüßte etwas verwundert die alten Bekannten.

Frau und Kinder waren schon, als das Kriegsgewitter heranzog, zu Verwandten nach Brüssel gegangen, und er selbst hatte ihnen tags zuvor folgen wollen. Aber der Vormarsch Wellingtons nach Quatrebas, der den Schauplatz des Kampfes weiter südlich erwarten ließ, hatte ihn wieder in La Haie Sainte festgehalten, und nun, da die Engländer ringsum bereits eine Schlachtlage einnahmen, war es zu spät geworden.

„Gern geb ich euch Obdach“, antwortete er auf Ferrons Bitte, — aber ich fürchte, vom Regen da draußen seid ihr hier in die Traufe gekommen. In eine blutige, wahrscheinlich, denn gemächlich, das seht ihr selbst, schaut es bei mir nicht aus.“

Seine arbeitsbraune Hand wies auf die ringsum wie Maurer und Zimmerleute arbeitenden hannoverschen Jäger, die eifrig beschäftigt waren. Schießscharten in die Mauern zu brechen, längs derselben eine hölzerne Austrittsbank für die Schützen zu errichten und Bäume des Obstgartens zu Verbauen zu fällen.

„Seit einer Stunde kenne ich mein Haus kaum wieder,“ fuhr der Verwalter Messier fort, — aus Ställen, Scheunen und Schuppen machen sie mir Festungen und es heißt, noch zwei Bataillone der deutschen Legion sollen zur Verteidigung hierher verlegt werden.“

Jeanne horchte auf und wollte eine Frage tun, aber der jammernde Ausruf der alten Cordelia kam ihr zuvor. „Gott steh' uns bei. Wären wir nur nicht geflohen. Schlimmer hätte es ja zu St. Amand auch nicht sein können. Hier können wir ja noch alle erschossen werden.“

„Unbesorgt“, lächelte der Verwalter. „Für den Notfall haben wir feste und tiefe Keller, in die die Kugeln den Weg nicht finden.“

*

Seit dem Morgen, seit die Preußen aus dem Wege geworfen waren und man die Engländer vor sich herjagte, hatte sich Renauds gestern so verzweifelte Stimmung wieder gehoben.

Nochte das durch ihn verschuldete Ausbleiben Erlons auch eine entscheidende Vernichtung der Preußen verhindert haben, so hatte es doch andererseits nicht die verhängnisvollen Folgen gehabt, die er gefürchtet. Jetzt, nach dem Siege Napoleons bei Ligny konnte noch alles gut werden. Daß man auch mit dem allein übrig gebliebenen Engländer fertig werden würde, sagte ein Blick über das gewaltige, immer weiter sich ausbreitende und von kriegerischer Begeisterung erfüllte Lager des Kaisers.

So weit das Auge reichte, lagerten mitten im Getreide unübersehbare Infanteriemassen, auf allen Feldwegen trabten Dragoner, Kürassiere, Chasseurs und Lanciers heran, und auf der großen Straße folgte Geschütz auf Geschütz, während am regenverschleihten Horizont ungeheure Kolonnen von Munitions- und Bagagewagen mit dem Grau des Himmels verschwammen.

Milhau's Kürassiere waren eben daran, im offenen Ader das Bivak zu beziehen, als der Befehl kam, noch einmal aufzusitzen und über Belle-Alliance vorzurücken. Zugleich fuhren 24 reitende Geschütze auf und spien ihre donnernden Flammen nach Mont St. Jean hinüber.

Auch der Engländer demaskierte seine Kanonen. Aus 50 Feuerschlünden gab er die Antwort, und die Kugeln seiner Batterien jagten die zum Rande des Hochplateaus vorgebrungenen Reiter zurück.

Mitten im Feuer sah Renaud den Kaiser.

Mit durchweichten, rotbespritzten Stiefeln saß er auf dem Schimmel, aus dem grauen Ueberrock rann das Wasser, und die Kriempen des Sutes hingen tiefend über das eiserne Gesicht.

Aber er schien zufrieden, ließ das Feuer einstellen und die tirailierende Kavallerie zurückrufen.

Mit dem letzten Donner der Kanonen mischte sich das Abendgeläute der Dorfglocken, das, von Mont St. Jean, St. Lambert, Blanchenoit und Genappe aufsteigend, sich klingend über die weite Ebene legte. Der waffenstarrende Soldat und der friedliche Landmann, beide wünschten dem Nachbarn gute Nacht, jeder auf seine Weise.

Als Renaud an der Artillerie vorüberkam, bei der noch immer der Kaiser hielt, hörte er ihn zu dem eben herangaloppieren den Husarengeneral Marbot sagen:

„Kein Zweifel, wir haben den Briten ganz vor uns. Wäre der Tag zwei Stunden länger, ich würde ihn heute über den Berg. Aber auch morgen soll er uns nicht entgehen.“

Dann ritt er gegen das Gehöft Caillau davon, um selbst den eintreffenden Armeekorps ihre Lagerplätze anzuweisen.

Der zuversichtliche, fast freudige Ton Napoleons hatte Renaud mit frischem Mute erfüllt, der den letzten Rest seiner quälenden Selbstvorwürfe hinwegspülte.

Ein Tag noch und die Sonne des Kaisers stand wieder im Zenith ihres Glanzes. Auch ihm sollte sie strahlen. War der Briten ins Meer zurückgejagt, dann durfte auch er wieder leben. Und Marthe wurde sein!

Nicht einmal der Anblick des Lagers konnte ihm die hoffnungsfrohe Stimmung verderben.

Seit dem russischen Feldzug hatte er kein so abscheuliches Bivak erlebt. Das damals Schnee und Eis gewesen, das bedeutete heute der Regen. In wahren Sturzflüssen kam er durch die dunkle, graue Luft herunter, und so tief wie möglich verkrochen sich die Soldaten ins wogende Getreide.

Es war verboten, abzukochen, denn der Kaiser fürchtete, der Feind könne beim Anblick der ganzen französischen Nacht in der Nacht den Rückzug antreten. Aber die Feuer würden auch ohnedies nicht gebrannt haben.

Schlimmer war es, daß es an Brot fehlte.

Niederländer und Engländer, die vorher durchgezogen, hatten alle Dörfer ausgeplündert. Man zitterte vor Hunger und Kälte, und mancher nagte an einer Wurzel oder Rübe, nur um nicht ganz von Kräften zu kommen. Denn morgen mußte man sich schlagen. Darauf warteten alle, die Stunde ersehnte jeder.

Kein Wort des Tabeis fiel gegen Napoleon. Nur auf die Marschälle und Generale schimpfte man. Die waren diesmal zu langsam, die trugen die Schuld, daß man nicht längst mit Preußen und Briten fertig war und an den vollen Tischen des üppigen Brüssels saß.

Man mißtraute den Führern, von denen so viele zu den Bourbonen abgefallen und erst aus Berechnung wieder zum Kaiser zurückgekehrt waren. Der gemeine Soldat und die niederen Offiziere hatten lieber ihre Entlassung genommen, oder, auf Halbsoldat gesetzt, gehungert und gedurft, nur um ihrem Abgott nicht untreu zu werden. Jetzt, da er wieder da war, mußten sie ihm aufs neue die Welt erobern. Darin waren alle einig, und trotz allem äußeren Glanz erfüllte eine grenzenlose kriegerische Begeisterung diese Tausende, für die die Welt mit Napoleon stand und fiel.

Ihre Augen blühten von Haß, ihre Fäuste ballten sich im Grimm. O, wenn es nur Tag wäre! Dann wollte man es diesen englischen Rotiröden zeigen, die sich da droben an ihren qualmen den Lagerfeuern beim schrillen Klang der Dudelsäcke mit Fleisch und Schnaps mästeten, daß sie wie Krebse rückwärts gehen und für immer das Wiederkommen vergessen sollten. So schimpften sie sich schließlich in den kurzen, dumpfer Betäubung gleichenden Schlaf des Kriegers.

Renaud Bilain war von allen den Eindrücken der letzten Stunden zu erregt, um den Schlummer der Kameraden teilen zu können.

Der Sattel war ein hartes Kissen, und die vom Wasser vollgefogene, schwere Decke drückte ihn.

Sich aufrichtend, starrte er in das Dunkel. Der Regen hatte etwas nachgelassen, es war still geworden, nur hier und da wieherte ein angekoppeltes Streitroß, klirrte ein Waffenstück. Matt leuchteten von Mont St. Jean herunter die letzten verglimmenden Wackfeuer der Engländer.

In dem ungewissen Dichte war es ihm, als hätte er langsam zwei dunkle Schatten am Rande des Bivaks vorbeistreifen sehen. Geräuschlos erhob er sich, überzeugte sich, daß sein Pferd sicher an den Pflock gebunden war, und wanderte aufs Geratewohl in die Nacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)